

Zweifel brechen Feindbild auf

Forschungsarbeit gegen Hass

MÜNCHEN/HAMBURG/KNA. Die Studie „Bridging the Divide“ (etwa: Das Trennende überwinden) zeigt Wege auf, um Gewalt in der Gesellschaft zu reduzieren: Das berichtet der Wissenschaftler Steffen Moritz im Interview der „Süddeutschen Zeitung“. Moritz leitet am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf den Forschungsbereich Neuropsychologie und Psychotherapie. „Bei den meisten unserer Probanden konnten wir in der Studie Feindseligkeiten und Hass reduzieren.“

Der Wissenschaftler hat nach eigenen Angaben eine Methode entwickelt, die ursprünglich zur Behandlung schwerer psychischer Störungen gedacht war – das Metakognitive Training (MKT). Mit dieser Methode könne man Zweifel säen und verdeutlichen, dass man nicht vorschnell urteilen sollte, sondern erst weitere Informationen sammeln muss.

Grüne und AfD

Aus der ersten Anwendung dieser Fragetechnik sei eine Studie geworden, während der die Wissenschaftler gegenseitige Vorurteile von religiösen Gruppen reduzieren konnten. „Es ist uns gelungen, Vorbehalte von Muslimen gegenüber dem Christentum und vor allem dem Judentum zu reduzieren und andersherum.“

Bei der aktuellen Studie ging es nach Moritz' Worten nun um Vorurteile, die Anhänger der Grünen und der AfD gegeneinander hegten. Ihnen seien Fragen gestellt worden zu verbreiteten politischen Stereotypen, deren Antwort ein Aha-Erlebnis auslöste. „Vermeintliche Gewissheiten über den ideologischen Gegner entpuppten sich als falsch“, so Moritz. Wem derart die Augen geöffnet würden, der sei bereit, die eigene Einstellung zu überdenken – und vor allem mögliche Konsequenzen wie Gewalt in Schach zu halten.



In Sozialen Medien wird oft gegen Andersdenkende gehetzt, hier ein Symbolbild. FOTO: IMAGO/PHOTOTEK

Der Experte rät davon ab, den politischen Gegner stellen zu wollen: Dies rufe sofort Abwehr hervor. Sinnvoller sei, einander zuzuhören und ein Gespür dafür zu bekommen, wie der andere tickt. Moritz: „Dann kann man Argumente entkräften und versuchen, dem anderen zu neuen Einsichten zu verhelfen, ohne dass der gleich die Seiten wechseln muss.“

Für die Schule

„Mein Wunsch ist, dass die Fragetechnik Eingang findet zum Beispiel in den Schulunterricht, Kinder sollen lernen zu diskutieren und sich nicht niederzuschreiben“, betont der Wissenschaftler. „Wir als Gesellschaft müssen weiter auch mit Menschen reden, die weit links oder rechts stehen.“ Die Studie wurde von Forschenden der Universitäten Hamburg und Augsburg durchgeführt.



Zettel wie diese in einer Küche können Alzheimer-Betroffenen helfen, sich zu orientieren.

FOTO: DPA

Früher Beginn, wenig Hilfe

Fast jeder Mensch mit Down-Syndrom bekommt auch Alzheimer – das liegt an den Genen. Trotzdem sind die Strukturen in Deutschland darauf nicht eingestellt. Was dazu wichtig ist.

VON ELKE RICHTER

MÜNCHEN/DPA. Menschen mit Down-Syndrom bekommen aufgrund ihrer genetischen Besonderheit nahezu ausnahmslos Alzheimer – und das viel früher als Betroffene im Rest der Bevölkerung. Dennoch sind die Strukturen in Deutschland darauf nicht eingestellt. Das hat gravierende Folgen für die Betroffenen und ihre Angehörigen, aber auch die Behindertenhilfe und Pflegeheime.

Doch was genau ist das Down-Syndrom überhaupt, das auch Trisomie 21 genannt wird? Dabei ist das Chromosom 21 in den Körperzellen dreifach statt zweifach vorhanden. Diese angeborene, zufällige Veränderung ist keine Krankheit, geht aber oft mit bestimmten gesundheitlichen und individuell unterschiedlichen kognitiven Einschränkungen einher. Auch sind körperliche Merkmale wie mandelförmige Augen charakteristisch. Durch frühzeitige Therapien können viele Betroffene heutzutage ein weitgehend selbstständiges Leben führen – und gelten in aller Regel als besonders freundliche und aufgeschlossene Zeitgenossen.

Gen für Protein

„Das Alzheimerisiko ist bei Menschen mit Down-Syndrom extrem erhöht, im Prinzip bekommen alle Alzheimer“, schildert Johannes Levin. Er leitet am LMU-Universitätsklinikum in München die deutschlandweit einzige Spezialambulanz zum Thema. Dem Experten zufolge bleiben einzig diejenigen, bei denen das 21. Chromosom nur teilweise in dreifacher Ausführung vorliegt, manchmal von der Demenzerkrankung verschont. Der Grund: „Auf dem Chromosom 21 liegt das codierende Gen für das Amyloid-Vorläuferprotein. Das wiederum ist das Ausgangsmaterial für Alzheimerplaque“, erklärt Levin. Dieses Baumaterial ist also in größerer Menge vorhanden.

Die Plaques gelten als Voraussetzung für den Prozess, der zum Absterben von Nervenzellen führt. „Und dann geht es unausweichlich los“, betont Levin. Das beginnt bei Menschen mit Down-Syndrom bereits deutlich früher als bei anderen. Und die Diagnostik ist schwierig. Experten raten daher dazu, schon in jungen Jahren – zwischen 20 und 30 – entsprechende Tests bei Menschen mit durchzuführen, um die Ergebnisse beim Auftreten größerer kognitiver Probleme auf der individuellen Basis vergleichen zu können. Denn auch andere



Betroffene mit Down-Syndrom sind oft freundliche und aufgeschlossene Menschen. FOTO: DPA

Krankheit teils schon in den Dreißigern

Im Unterschied zu Alzheimer bei anderen Betroffenen beginnt die Demenz bei Down-Syndrom-Patienten allerdings sehr viel früher, teils schon in den Dreißigern. „Das mittlere Erkrankungsalter ist 51“, erläutert Johannes Levin vom LMU-Universitätsklinikum in Mün-

chen. Von da an geht es demnach steil bergab: Zehn Jahre später sind über 95 Prozent der Betroffenen tot. Schuld ist ihre Alzheimer-Erkrankung, auch wenn auf dem Totenschein letztlich Lungenerkrankung oder Harnwegsinfekt steht. DPA

Krankheiten können zu ähnlichen Symptomen wie Alzheimer führen. Das Problem: Die Spezialambulanz in München ist eine der ganz wenigen Anlaufstellen für solche Verlaufstests in Deutschland – und kann nicht einmal ein Prozent der bundesweit geschätzt 50.000 Menschen mit Down-Syndrom betreuen. Alternativ können Bezugspersonen auf einen online verfügbaren Fragebogen zurückgreifen, den sie am besten jährlich ausfüllen, um das Auftreten von Veränderungen frühzeitig zu bemerken. Denn bei Menschen mit Down-

Syndrom fallen Symptome wie Vergesslichkeit oder räumliche Desorientierung aufgrund ihrer Lebensumstände und den ohnehin oft vorhandenen kognitiven Einschränkungen nicht so leicht auf. Viele Menschen mit Down-Syndrom leben auch als Erwachsene noch bei ihren Eltern. Beim Auftreten der Alzheimer-Demenz haben diese dann meist selbst schon ein höheres Alter und sind mit Symptomen wie nächtlicher Aktivität, Verwirrtheit oder Aggressivität konfrontiert. „Das sind ganz prekäre Lebenssituationen“, berichtet Christina Kuhn von „Demenz Support Stuttgart – Zentrum für Informationstransfer“ von Erfahrungen aus der angeschlossenen Selbsthilfegruppe.

Auch in anderen Wohnformen spielen sich oft Dramen ab. In ambulant betreuten Wohngruppen etwa bekommen Angehörige laut Kuhn „oft die Pistole auf die Brust gesetzt: „Das geht nicht mehr, der Pflegeaufwand ist zu groß.“ Also

müssen sie eine andere Wohnform suchen oder ihre Verwandten in die Häuslichkeit zurückholen.“ Selbst in Wohnheimen für Menschen mit Behinderung ist tagsüber oft kaum Personal vorgesehen, weil die Bewohner üblicherweise ihrer Arbeit in den Werkstätten nachgehen.

Letztlich landen viele Betroffene deshalb in ganz normalen Pflegeheimen – die aber meist überhaupt nicht darauf eingestellt sind, dass ein kräftiger 50-Jähriger mit kognitiven Einschränkungen und beispielsweise großem Bewegungsdrang, Zwangsstörungen oder Weglauftendenz zwischen bettlägerigen Hochbetagten lebt.

Die Folge: Vielerorts werden die Betroffenen mit Medikamenten ruhig gestellt, wie auch Levin bestätigt: „Menschen mit Down-Syndrom erhalten in Deutschland sehr viel weniger normale Demenzmedikamente als die Normalbevölkerung, aber sehr, sehr viel mehr Tranquillizer und Psychose-Medikamente. Das ist im Einzelfall überhaupt nicht böswillig, aber es zeigt, dass unser System nicht auf diese Menschen ausgerichtet ist – also im Grunde genommen ein Systemversagen.“

Medikamente und Gewalt

Ein weiteres Problem ist strukturelle Gewalt, befeuert durch den Pflegenotstand. „Wenn sich jemand mit Trisomie 21 auf den Boden schmeißt, weil er nicht gewaschen werden will, dann wird er mit zwei Leuten hochgehoben, weil heute Duschtage ist – und dann wird das gemacht“, schildert Gabriela Koslowski, die Heime im Umgang mit Betroffenen schult. Bewohner würden auch aus Personalmangel einfach ins Bett gesteckt, obwohl sie noch aufbleiben wollten. Sie habe sogar schon erlebt, dass Uhren vorgestellt und Schlafende um 3.00 Uhr „morgens“ zum Waschen aus dem Bett gerissen wurden, weil das Personal das Pensum anders nicht bewältigen konnte.

Zwar gibt es durchaus vorbildliche Einrichtungen. Aber: „Wir haben aufgrund des Pflegenotstands Strukturen, wo die Menschen funktionieren müssen, ohne dass da Rücksicht auf deren Bedürfnisse und Gefühle genommen wird“, betont Koslowski. Gerade bei Menschen mit kognitiven Einschränkungen würden diese häufig übergangen. Ein No-Go, betont die psychologische Beraterin: „Es gilt immer noch das Recht auf Selbstbestimmung!“

Steinbruch vor 220.000 Jahren schon genutzt

Urmenschen bauten Werkzeuge ab.

TÜBINGEN/DPA. Experten der Uni Tübingen wollen die These widerlegt haben, wonach Jäger und Sammler in der Altsteinzeit Steine für ihre Werkzeuge beiläufig beschafften. Vielmehr hätten sie das gezielt und langfristig getan, und zwar einer neuen Studie zufolge bereits deutlich früher als bisher angenommen. Bereits in der Altsteinzeit vor 220.000 Jahren hätten sie Steine für ihre Werkzeuge an eigens dafür aufgesuchten Orten abgebaut, so das Fazit einer nun veröffentlichten Forschungsarbeit. Ein internationales Team unter Leitung der Universität Tübingen habe dies an der Fundstelle Jojosi in Südafrika in einem steinzeitlichen Steinbruch nachgewiesen.

Ressourcen gewählt

Widerlegt sei damit „das vorherrschende Paradigma, wonach Jäger und Sammlergruppen während der Altsteinzeit das Material für Steinwerkzeuge beiläufig bei anderen Aktivitäten sammelten“. Der Ausgrabungsort Jojosi liegt in einer weiten Graslandschaft im östlichen Südafrika, etwa 140 Kilometer von der Küste des Indischen Ozeans entfernt.

„Die Befunde aus Jojosi eröffnen einen seltenen, klaren Blick auf die frühen Wurzeln des menschlichen Planungsvermögens“, sagte Karla Pollmann, Rektorin der Universität Tübingen. Die Studie zeige, wie weit zurück die Fähigkeit reiche, Ressourcen bewusst zu wählen und Tätigkeiten über Generationen hinweg zu organisieren. „Wir fanden in Jojosi zahlreiche Spuren des Hornfelsabbaus“, erläuterte Manuel Will, Experte für



Die Forschenden setzten dieses Steinartefakt wieder zusammen. FOTO: UNI TÜBINGEN / GUNTHER H. D. MÖLLER

Ältere Urgeschichte. Hornfels ist ein feinkörniges Gestein, das in der Steinzeit zur Herstellung von Werkzeugen verwendet wurde. Die frühen Menschen hätten an der Fundstelle Felsblöcke bearbeitet und so lange Material abgeschlagen, „bis sie aus dem Stein die gewünschten Formen gewonnen hatten – wahrscheinlich, um daraus später Werkzeuge herzustellen.“

3-D-Puzzles

Die Forschenden fanden nach eigenen Angaben fast nur noch „Produktionsabfall“. Mit Hilfe von „3-D-Puzzles“ setzten sie zahlreiche Bruchstücke und Steinartefakte wieder zusammen. Dass in Jojosi keine Endprodukte oder Besiedlungsspuren gefunden wurden, lege nahe, dass die Menschen der Steinzeit Jojosi ausschließlich und absichtlich aufgesucht hätten, um das begehrte Rohmaterial zu gewinnen – und das über Zehntausende von Jahren hinweg, mindestens bis 110.000 vor Christus. Das habe die Datierung der Fundstücke ergeben. Damit erweitere Jojosi das Bild des frühen Homo sapiens.